

Julie Marinello
Burnham Dynasty

JULIE MARINELLO

BURNHAM DYNASTY

WEIL DU ES BIST

ROMAN

Ullstein Jugendbuch

Ullstein Jugendbuch

www.ullstein.de



ISBN 978-3-69086-001-7

Originalausgabe bei Ullstein Jugendbuch

Ullstein Jugendbuch ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH Berlin

1. Auflage November 2025

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im
Sinne von §44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Blättermotiv im Satz: © Giessel Design

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

.....

Hinweis der Autorin:

Dieses Buch beinhaltet sensible Themen, die für manche Menschen belastend sein können. Eine ausführliche Content Note findet ihr auf S. 466.

.....

CATHY



Prolog

Zwei Wochen zuvor

Ich habe mich ins hinterste Eck der Umkleide verzo- gen, wo ich mir be- wusst Zeit lasse, meine Turnschuhe zu binden. Vor mir liegt eine Dop- pelstunde Sport, was für mich wahrer Folter gleichkommt, denn mein langer schmaler Körper ist für Waldspaziergänge gemacht oder dafür, mit Mum in der Küche zu Shania Twain zu tanzen, bis das Nudelwasser überkocht, aber sicher nicht für Volleyball. Abgesehen davon ist es de- mütigend, immer als Letzte in eins der beiden Teams gewählt zu werden. Ich trage keine Markenkleidung und wohne auch nicht in einem der Rei- chenviertel Londons, und das allein disqualifiziert mich schon, jemals zu den Schönen und Coolen des Vermont Colleges zu gehören, die morgens in Minis mit Speziallack oder SUVs mit verdunkelten Scheiben auf dem Schulparkplatz vorfahren. Manche haben sogar einen eigenen Chauff- feur.

Das Elite-College liegt über eine Stunde vom Zentrum der Haupt- stadt und meinem Zuhause entfernt, am Rand der Grafschaft Bucking-

hamshire. Aber um meinem Traum, Journalistin zu werden, näher zu kommen, bin ich bereit, den langen Weg auf mich zu nehmen. Und noch Schlimmeres ...

Nur noch ein paar Monate muss ich durchhalten, dann habe ich meinen Abschluss in der Tasche. Bis dahin will ich alles geben, denn nur mit den allerbesten Noten habe ich die Chance, ein Stipendium für Oxford zu ergattern. Und dann werde ich irgendwann aufsehenerregende Artikel für die *Times* schreiben und Seite an Seite mit preisgekrönten Journalisten arbeiten. Es ist alles perfekt geplant.

»Josh kommt bestimmt nach der Schule mit ins Café«, höre ich Anne zu Charlotte sagen. »Er steht total auf dich!«

»Meinst du?«, erwidert Charlotte, während sie selbstzufrieden ihren Anblick im Spiegel neben den Spinden prüft. »Ich werde einfach nicht schlau aus ihm.«

Letztens habe ich zwei Schülerinnen in der Mädchentoilette sagen hören, dass Charlotte aussieht wie Kendall Jenner, nur in blond. Mag sein. Zumindest äußerlich ist sie unbestreitbar schön.

Charlotte, Anne und Florine treffen sich oft nach der Schule mit den angesagten Jungs in dem gemütlichen Café neben dem College. Dort schlürfen sie Pumpkin Spice Latte, bestellen Scones und fahren sich alle fünf Minuten durch ihr seidig glänzendes Haar, während die Jungs dumme Sprüche reißen und sich gegenseitig auf die trainierten Schultern klopfen. Das weiß ich so genau, weil ich in dem Café zweimal die Woche arbeite. Wenn ich die Tische sauber wische oder Kaffee serviere und dabei ihren Gesprächen über Partys und lustige Wochenendtrips lausche, muss ich mich manchmal doch sehr zusammenreißen, um nicht mit den Augen zu rollen. Denn es ist fast schon absurd, wie sehr sie einer amerikanischen Highschool-Clique ähneln.

Und trotzdem ertappe ich mich manchmal dabei, mir auszumalen, wie es wäre, wenn ich zu ihnen gehören würde. Würde ich dann auch so selbstbewusst durch die Schulflure stolzieren und lässig an den Spinden lehnen, als wäre ich der Main Character in einem Hollywoodfilm und alle Scheinwerfer wären auf mich gerichtet? Stattdessen ziehe ich mich

während der Pausen in die Bibliothek oder ins stickige Redaktionszimmer der Collegezeitung zurück, wo ich an einem Artikel feile, bis mir der Kopf schwirrt.

Ich lasse mir Zeit, mein langes braunes Haar zu einem Pferdeschwanz zu binden, weil ich nicht an Charlotte und ihren zwei Freundinnen, die zwischen mir und der Tür zur Turnhalle stehen, vorbeimöchte. In meiner ersten Woche am College hatte ich Charlotte aus Versehen angerempelt, woraufhin zwei Tropfen ihres Coffee to go tragischerweise auf ihrem Rock gelandet sind. Obwohl ich mich sofort entschuldigt habe, hat sie mir den Rest ihres Kaffees über meine weiße Bluse gekippt. Seitdem hat sie sich auf mich eingeschossen und beweist regelmäßig erstaunliche Kreativität, wenn es darum geht, mir im Flur fiese Dinge an den Kopf zu werfen. Natürlich habe ich schon mit einem Vertrauenslehrer darüber gesprochen, aber die Message zwischen den Zeilen seiner Antwort war klar: Charlottes Familie hat Geld und Einfluss, und deshalb ist Charlotte unantastbar.

Als ich meinen Rucksack hochhebe, um ihn im Spind zu verstauen, rutscht die Thermosflasche mit warmem Tee aus der Seitentasche und landet mit einem scheppernden Knall auf dem Boden. Mist. Jetzt starren die drei mich an, als hätte ich sie durch den Lärm persönlich beleidigt, und ihre Aufmerksamkeit gilt nun ganz und gar ihrem Lieblingsopfer. Mir.

»Letzte Woche habe ich sie in der Dusche gesehen«, sagt Charlotte, als ich die Flasche aufhebe. »Die ist ja behaart wie ein Bär.«

»Du meinst wohl *Bärin*«, verbessert Anne, die so was wie Charlottes Double ist. »Bei der muss man doch gendern.«

Sie brechen in Gelächter aus. Ich atme tief durch und lasse ihre Sprüche wie gewohnt an mir abprallen. Ein paarmal habe ich dagegeنگehalten, aber das ist die reinste Energieverschwendung. Inzwischen habe ich gelernt, dass es am besten ist, stillschweigend runterzuschlucken, was sie mir an den Kopf werfen, auch wenn Mum mich eigentlich nicht so erzo-gen hat.

»Sie würde gar nicht mal so übel aussehen, wenn sie sich nur etwas Mühe geben würde«, meint Florine.

Charlotte gibt ihrer Freundin einen Klaps gegen die Schulter. »Da würde doch nicht mal eine Generalüberholung helfen. Die kommt ganz nach ihrer Mum«, schiebt sie mit einem gehässigen Grinsen hinterher. »Diese Aktivistin. Die sieht auch aus wie ein Besen. Bestimmt ist ihr Mann deshalb abgehauen.«

Gemeinheiten über mich kann ich ertragen. Aber dass sie meine Mum beleidigen, das geht zu weit.

Ich knalle die Tür von meinem Spind zu. »Ich weiß, dass ich vielleicht nicht so hübsch bin wie ihr«, sage ich laut und blicke Charlotte dabei direkt in die Augen. »Aber wenigstens kann ich mit gutem Gewissen in den Spiegel schauen, weil ich meinen eigenen Frust nicht einfach an Mitschülerinnen auslasse.«

Charlotte sieht mich an, als wäre ich ein Insekt, das sie am liebsten unter ihren Turnschuhen zerquetschen würde. »Spinnt die jetzt völlig?«, sagt sie zu ihren Freundinnen. »Was fährt die mich so an?«

Anne kräuselt abfällig die Lippen. »Komm mal runter, Freak.«

Hoch erhobenen Hauptes drehen die drei sich um und stolzieren aus der Umkleide. *Nur noch neun Monate*, sage ich mir. Dann lasse ich das alles endlich hinter mir.

Ich atme einmal tief durch, gehe dann selbst aus der Umkleide – und laufe den dreien direkt wieder in die Arme.

»Ms Fletcher hat gesagt, dass wir die Volleybälle aus dem Geräteraum holen sollen.« Charlotte hebt einen dicken Schlüsselbund hoch und klimpert damit vor meiner Nase herum. »Du sollst uns helfen.«

Mein Instinkt schlägt sofort Alarm. Kein Grund zur Panik, sage ich mir. Was soll ich auch sonst machen? Mich weigern, die Bälle zu holen? Wahrscheinlich darf ich mir einfach nur ein paar weitere Gemeinheiten anhören.

Im Geräteraum öffne ich den Schrank, in dem die Volleybälle liegen. »Hat sie gesagt, wie viele?«

»Zwei.« Als Charlotte neben mich tritt, denke ich, okay, jetzt ist es so

weit, jetzt kommt wieder ein demütigender Spruch. Aber sie schnappt sich nur einen der Bälle und wirft ihn Anne zu, den zweiten klemmt sie sich unter den Arm. »Ach, und wir sollen noch Trikots aus dem Schrank dort hinten mitbringen.«

Es wird nichts passieren, versuche ich, mich selbst zu beruhigen, weil mein Körper schon auf Notfallmodus gestellt hat: Mein Blut pulsiert durch meinen Körper, sämtliche Muskeln sind angespannt. Ich könnte ihr sagen, sie solle die Trikots doch selbst holen, aber in dem Fall würde sie sich wahrscheinlich augenblicklich in Medusa verwandeln und dann hätte mein letztes Stündlein geschlagen.

Im Nachhinein ärgere ich mich am meisten darüber, gegen meinen eigenen Instinkt gehandelt zu haben und weiter in den Geräteraum hineingegangen zu sein.

Ich werfe ihr einen Blick über die Schulter zu. »In welchem Schrank sind die Trikots?«

Charlottes Augen flackern gefährlich, und da weiß ich, dass ich in die Falle getappt bin. »Du Dummerchen, hatten wir jemals beim Volleyball Trikots an? Ich dachte, du bist so klug. Offenbar nicht klug genug. Weil du vorhin so frech warst, müssen wir dir wohl eine kleine Lektion erteilen.«

Bevor ich michs versehe, knallt die Tür zum Geräteraum zu.

»Hey, lasst mich raus!«, rufe ich.

Ich hämmere mit der Faust gegen das Metall, bis es wehtut. Ich trete mit dem Fuß gegen die Tür, wende all meine Kraft auf, aber die drei stemmen sich von der anderen Seite dagegen. Schließlich höre ich, wie abgeschlossen wird.

»Bekommen wir da nicht Ärger?«, gibt Anne oder Florine zu bedenken.

»Ach, ist doch nur Spaß. Soll sie ruhig wagen, uns zu verpetzen. Mein Dad spendet dem College jährlich mehrere Hunderttausend Pfund, während die hier mit ihrem Stipendium keinen Penny beisteuert. Und mal ehrlich, ist doch eh nur ein dummes Missgeschick, nicht wahr?«

Die drei kichern, ich höre Schritte, die sich entfernen – und dann ist

es still, weil sie mich wirklich im Geräteraum zurücklassen. Ich hasse enge, abgeschlossene Räume. Mein Herz hämmert heftig in meiner Brust. Die vollkommene Dunkelheit drückt auf mich nieder. Ich hatte noch nie eine Panikattacke, aber ich glaube, es fühlt sich genauso an wie das, was in diesem Moment mit mir passiert.

Atme, versuche ich mich zu beruhigen. Ein und aus, ein und wieder aus ... Doch ich habe das Gefühl, dass die Luft immer dünner wird, als würde ich sie durch einen Strohhalm pressen. Mein Verstand sagt mir, dass das nicht möglich ist, aber mein Körper eskaliert trotzdem. Tränen strömen über meine Wangen, und ich schluchze bitterlich, was mir eigentlich nie passiert.

Ich rüttle erneut an der Klinke, versuche die Tür einzutreten. Ausichtslos. Wieder und wieder rufe ich nach Hilfe, bis ich einfach nur noch schreie. Ich muss hier raus. Sofort. Ich erstickte.

Obwohl mir schwindelig ist, gehe ich auf und ab, immer schneller – bis ich mit meinem Fuß in einem Netz oder so hängen bleibe. Ich verliere das Gleichgewicht, stürze zu Boden. Dabei reiße ich irgendetwas Hartes aus dem Regal mit mir, das mir mit voller Wucht gegen den Kopf knallt. Etwas Warmes läuft meine rechte Schläfe hinab. Ich betaste die Stelle mit den Fingern und zische vor Schmerz, als ich sie berühre.

Es wäre nur vernünftig, wieder aufzustehen und weiter zu versuchen, auf mich aufmerksam zu machen, nicht aufzugeben. Aber ich bleibe auf dem Steinboden liegen, spüre, wie die Kälte in meine Knochen dringt. Ich kann das nicht mehr. Das ist Oxford nicht wert.

Aber ich kann doch auch nicht im Abschlussjahr die Schule wechseln ...

Es vergehen zwei Stunden, die sich wie eine Ewigkeit anfühlen. Als schließlich die Tür aufgesperrt wird, zittere ich am ganzen Körper.

Es ist Ms Fletcher, die die Bälle zurückbringt. »Herrgott, Mädchen, hier steckst du! Sag bloß, du warst die ganze Zeit im Geräteraum eingesperrt?«

Ich schaffe es nicht zu antworten, so sehr schluchze ich.

CATHY



Kapitel 1

Noch könnte ich umdrehen.

Langsam fahre ich auf das hohe schmiedeeiserne Tor zu, das von zwei Säulen flankiert ist. Darüber ist in dem verwitterten, von Efeu umrankten Steinbogen gemeißelt: *Burnham Estate*. Das Licht der Scheinwerfer verliert sich im dichten Nebel. Alles, was hinter dem Eingang liegt, verschwimmt in der weißgrauen Luft, als würde ich eine beschlagene Brille tragen. Obwohl ich so auch nicht mehr sehe, lehne ich mich mit dem Oberkörper nach vorne über das Lenkrad.

Für die Zeit, während ich hier bin, durfte ich den knuffigen Mini meiner Mutter haben, der so alt ist, dass er noch einen Kassettenspieler hat. Aber dank des Bluetooth-Adapters, den ich mir geleistet habe, kann ich über Spotify Musik hören. Ich pausiere »Cardigan« von Taylor und schaue auf mein Handy, um zu prüfen, ob ich auch wirklich richtig gefahren bin.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht«, verkündet die Google-Navigationsstimme.

Ich halte vor dem Tor und kurble das Fenster runter. Eine Klingel finde ich nicht, dafür richtet sich am linken Pfeiler eine Kamera mit einem leisen Surren auf mich.

»Ja bitte?«, erklingt eine Männerstimme aus dem Lautsprecher.

»Mein Name ist Cathy. Cathy Jones. Ich bin ...«

Das Tor öffnet sich auf magische Weise.

Okay, dann mal los. Ich puste mir eine Ponysträhne aus den Augen

und folge in Schrittgeschwindigkeit dem Kiesweg, hinein ins Ungewisse. Meine Fingerspitzen trommeln auf das Lenkrad. Vage sehe ich die Umrisse von Skulpturen und akkurat geschnittenen Buchsbaumhecken. Zu meiner Rechten zeichnet sich ein längliches Gemäuer ab, das muss zum Gestüt gehören.

»Ich glaub, ich träume ...«, sage ich leise, als schließlich ein riesiges Gebäude vor mir aus dem Nebel auftaucht.

Ich wusste zwar bereits, dass die Burnhams in einem großen, prunkvollen Herrenhaus leben. Und trotzdem übertrifft dieser pompöse Kasten jegliche Vorstellung. Kurz frage ich mich, ob hier *Downton Abbey* gedreht wurde.

Ich parke den Wagen vor dem Eingang, ziehe die Handbremse an und lege eine Hand auf den Anschnallgurt, ohne ihn zu lösen. Ich will nicht aussteigen. Irgendetwas an der Anordnung der Fenster gibt mir das Gefühl, als würde dieser Koloss von einem Gebäude mich geringschätzig anstarren.

Mein Blick fällt auf die Zeitschriften, die neben mir auf dem Beifahrersitz liegen.

Penelope Winslowe: In diesem glamourösen Look bezaubert sie auf King Charles' Party!

Hello! Magazine

Josh Burnham: Wer ist die Schönheit an seiner Seite?

Tatler

Lily Burnham: Sie ist das Gesicht des neuen Burberry-Dufts.

Daily Express – Saturday Magazine

Normalerweise würde ich nie im Leben vier Pfund für solche Klatschblätter ausgeben, aber wie Instagram und TikTok dienten sie Recherchezwecken. Obwohl ich die Burnhams noch nie persönlich getroffen habe, kenne ich nun die Namen aller Familienmitglieder und weiß, wie sie aussehen.

Die Burnhams zählen zu den angesehensten aristokratischen Familien des Landes – weniger wegen ihrer Nähe zum Volk, sondern weil sie konsequent Skandale meiden und sich mit ihrem wohltätigen Engagement ein tadelloses Image aufgebaut haben. Sogar meine Mum, die für gewöhnlich aus Prinzip mit allen Adeligen auf Kriegsfuß steht, gibt zu, dass an dieser Dynastie zumindest oberflächlich wenig auszusetzen ist. Ob die Burnhams wirklich so makellos sind, wie es den Anschein hat, werde ich wohl schon bald herausfinden, denn ich soll einen ganzen Monat lang auf ihrem Anwesen wohnen.

Mir fällt das Wappen über der hohen Flügeltür aus massivem Eichenholz auf: Es zeigt einen Wolf, der die Zähne fletscht. Darunter steht: *Omnia vel nihil*. Alles oder nichts.

Wie *bescheiden*, denke ich, bevor ich vor Schreck zusammenzucke, als auf einmal ein groß gewachsener Mann neben meinem Fenster auftaucht und die Fahrertür öffnet. »Willkommen auf Burnham Manor.«



Eine Woche zuvor

Ein paar Tage nach *dem Vorfall* kommt meine Mum Julianne abends nach Hause und stellt einen Korb mit Einkäufen sowie eine Papiertüte, aus der es verführerisch nach thailändischem Essen riecht, auf die Kücheninsel.

»Hallo, Süße. Wie war dein Tag?«

»Gut.«

»Bist du denn vorangekommen?« Sie beginnt, die Einkäufe in den Kühlschrank einzusortieren: Eisbergsalat, eine Packung Schinken-Ricotta-Ravioli, Stracciatella-Joghurt und Milch.

»Ja.« Ich setze mich auf den Barhocker. »Bin mit dem Stoff für das Halbjahr schon fast durch.«

Mums Lächeln wirkt mechanisch, irgendetwas geistert ihr im Kopf herum, das kann ich ihr ansehen. »Du warst jetzt schon seit einer Woche nicht mehr in der Schule.«

»Ich kann von zu Hause aus besser lernen, und der Schulpsychologe hat mir eine Unterrichtsbefreiung bis zu den Ferien ausgestellt. Die sind doch eh schon bald.«

»Na ja, erst in drei Wochen ...«, gibt Mum zu bedenken.

»Trotzdem passiert schon jetzt nicht mehr viel im Unterricht.«

Mum muss im Kühlschrank umschichten, um den Streichkäse unterzubringen. Immer nur die Eigenmarke des Supermarkts, nie Philadelphia, den wir beide eigentlich lieber mögen.

»Du hast ja gar nichts gegessen«, sagt sie, als sie die Auflaufform aus dem Kühlschrank zieht.

»Ich hatte keinen Hunger.«

»Und warst du mal draußen an der frischen Luft?«

Ich habe lange geschlafen, nach dem Aufstehen etwas gelernt, eine Tasse Kaffee mit Milch getrunken und mich mittags wieder ins Bett gelegt. Der Nachmittag lief ungefähr nach demselben Schema ab. Eigentlich läuft jeder Tag neuerdings so ab, nur mit dem Unterschied, dass ich manchmal die Vorhänge aufziehe und manchmal nicht.

»Ich kam nicht dazu.« Um ihrem Blick auszuweichen, gleite ich vom Hocker und krame Besteck aus der Schublade. »Magst du am Tisch oder auf dem Sofa essen?«

»Auf dem Sofa, ich muss die Füße hochlegen«, seufzt sie. »Aber du brauchst gar nicht erst versuchen abzulenken. Es würde dir guttun, mal wieder unter Leute zu kommen. Oder ruf doch mal Lisa an.«

Ich kaue auf der Innenseite meiner Wange herum. »Ja, vielleicht.«

Lisa war meine beste Freundin, bis sie letztes Jahr mit ihrer Familie nach Argentinien ausgewandert ist. Seitdem facetimen wir nur noch hin und wieder, oder ich schicke ihr auf TikTok begeisterte Emojis, wenn sie Videos von geselligen Asados mit Unmengen an gegrilltem Fleisch oder atemberaubenden Berglandschaften postet.

»Cathy, ich mache mir Sorgen ...«

Ich halte inne, und die Stille in der Küche klingelt in meinen Ohren, schwillt an wie das Rauschen eines Flusses.

»Das musst du nicht«, schaffe ich es zu sagen und werfe einen Blick in die Papiertüte. Darin stapeln sich mehrere Pappschachteln. Bei dem würzigen Geruch nach Sojasoße, Zitronengras und Kokosmilch fühlt sich mein Magen an wie ein schwarzes Loch.

»Liebe Grüße von Nang, die Frühlingsrollen hat sie mir geschenkt. Ich dachte mir, du hast mal wieder Lust auf dein Lieblingessen.«

Ich liebe Pad Thai, und auf einmal treibt es mir die Tränen in die Augen.

»Ach, Süße.« Mum schließt mich in die Arme, drückt mich ganz fest und wiegt mich dabei wie ein kleines Kind. »Du musst nicht immer die Starke sein.«

»Das sagt die Richtige.«

Wir tragen das Essen, eine gekühlte Flasche Bitter Lemon und zwei Gläser ins Wohnzimmer.

»Vielleicht solltest du noch mal zu einem Psychologen gehen, der nicht an deinem College angestellt ist«, nimmt Mum den Faden wieder auf. »Mit jemand Unabhängigem. Bei einem Elite-College wird schnell geschaut, wer Geld mitbringt – und wer nicht. Vielleicht wurdest du deshalb nicht so ernst genommen, wie du es verdient hättest.«

»Das können wir uns doch nicht leisten.«

Wir setzen uns aufs Sofa und breiten auf dem niedrigen Couchtisch Frühlingsrollen, Pad Thai und gebratene Nudeln vor uns aus.

»Mach dir darum keine Gedanken. Wenn's um meine Tochter geht, finde ich immer einen Weg. Selbst wenn ich nachts Regale einräumen

muss. Oder willst du eher zu einer Psychologin? Ich könnte mir vorstellen, dass du dich bei einer Frau wohler fühlst?»

Ich stochere mit der Gabel in meinen Nudeln. »Mum, können wir nicht einfach essen?«

Seit Tagen bin ich damit beschäftigt, das, was passiert ist, zu verdrängen. Aber jedes Mal, wenn ich die Augen schließe, durchlebe ich das Ganze vor meinem inneren Auge noch einmal – das Knallen der Tür, die undurchdringliche Dunkelheit, die Panik, die in mir aufstieg. Seitdem wird mir übel bei der Vorstellung, jemals auch nur einen Fuß wieder ins College zu setzen.

Ich weiß, dass ich dringend etwas essen sollte, aber gerade erscheint es mir unmöglich, auch nur einen Bissen runterzubringen. Trotzdem drehe ich die Nudeln auf meine Gabel und schiebe sie mir in den Mund, einfach nur, um den Eindruck zu erwecken, als wäre alles in Ordnung. Sie schmecken mir nicht so gut wie sonst.

Mum nimmt ihre schwarz umrandete Brille ab, klappt sie zusammen und legt sie auf die Sofalehne. »Es gibt da noch etwas, das ich mit dir besprechen möchte. Wie du weißt, bin ich ab nächster Woche auf Vortragsreise, um mein neues Buch vorzustellen. Ich will nicht, dass du in deiner Verfassung allein bist. Deshalb habe ich deinen Vater angerufen und ihm erzählt, was passiert ist.«

Der Happen in meinem Mund scheint immer größer zu werden, bis er so groß ist, dass es ausgeschlossen ist, ihn runterzuwürgen, ohne dass mir die Nudeln im Hals stecken bleiben würden. Wie eine mathematische Gleichung, in die sich irgendwo ein Fehler eingeschlichen hat, gehe ich noch einmal Wort für Wort durch, was meine Mum eben gesagt hat. Es tut weh, als ich das Essen in meinem Mund dann doch schlucke, ohne dass sich meine Befürchtungen bewahrheiten. »Warum?«

»Weil ich möchte, dass du zu ihm ziehst, während ich nicht hier bin.«

»Du wirst einen Monat lang unterwegs sein! Wie stellst du dir das vor? Er ist für mich doch wie ein Fremder!«

Ich weiß so gut wie nichts über ihn, eigentlich nur, dass er auf dem Anwesen eines alten, sehr reichen Aristokraten namens Lord Anthony

Burnham als Stallmeister arbeitet. Wir telefonieren dreimal im Jahr: an seinem Geburtstag, an meinem Geburtstag und an Weihnachten. Dann fragt er mich, wie es am College läuft.

Gut, danke, antworte ich. Wie geht's dir?

Gut, danke, antwortet er, und nach einem knappen Also dann legen wir wieder auf. Ich weiß, dass er noch nie ein Mann großer Worte war und dass das auch schon Mum in den Wahnsinn getrieben hat. Trotzdem lassen mich die Telefonate jedes Mal irgendwie leer zurück.

Im Grunde will ich auch gar nichts mit ihm zu tun haben. Welcher Vater verlässt schon seine Familie und behandelt seine eigene Tochter wie eine entfernte Bekannte? Ich hätte ihn früher in meinem Leben gebraucht, um mir das Fahrradfahren beizubringen oder mit mir die Mathehausaufgaben durchzugehen. Jetzt ist es zu spät.

»Bitte, Cathy, mach es mir nicht so schwer.«

Ich mache es ihr schwer? Ich bin immer darauf bedacht, meinen Kummer von ihr fernzuhalten und meine Probleme alleine zu lösen. Sie weiß nicht mal die Hälfte von dem, was die Leute am College mir antan haben, und ginge es nach mir, hätte sie es auch nie erfahren. Aber die Platzwunde an meiner Augenbraue habe ich nun mal nicht verbergen können.

Ich gehe meine Möglichkeiten durch: Freunde, bei denen ich unterkommen könnte, habe ich nicht. Meine Tante wohnt in Kalifornien, und den Flug dorthin können wir uns nicht leisten. Andere Verwandte mütterlicherseits gibt es nicht. Und mit der Verwandtschaft meines Vaters habe ich nichts zu tun.

»Ich bin erwachsen. Ich kann durchaus allein sein.«

»Ich hätte keine ruhige Minute. Ich mache mir ernsthaft Sorgen um dich. Der Vorfall hat dich traumatisiert und ...«

»Es geht mir gut!« Meine Stimme ist schärfer als beabsichtigt, und ich will mich gleich entschuldigen, tue es dann aber doch nicht, weil ich wirklich wütend bin. Dieses Mal ist Mum zu weit gegangen. Sie hätte nicht einfach meinen Vater anrufen und ihm erzählen dürfen, was Char-

lotte und ihre Clique mir angetan haben. »Es ist wirklich alles in Ordnung.«

Tief in meinem Innern weiß ich, dass nichts in Ordnung ist. Es ist nicht in Ordnung, den ganzen Tag im Bett zu liegen, die Decke anzustarren und sich zu wünschen, sich einfach in Luft aufzulösen. Es ist nicht in Ordnung, so gut wie nichts mehr zu essen. Es ist nicht in Ordnung, sich die ganze Zeit müde, so unendlich müde zu fühlen.

Auf einmal glänzen die Augen meiner Mutter. Ich kann mich nicht erinnern, wann die Rüstung, die sie immer trägt, das letzte Mal so durchlässig geworden ist. »Es ist an der Zeit, dass dein Vater und du euch annähert.«

»Auf einmal?«

»Er ist dein Vater. Und er ist ein guter Mensch. Ich wünsche mir wirklich, dass ihr miteinander auskommt.«

Woher auf einmal dieser Sinneswandel? Bisher war es ihr doch auch egal, dass ich kaum Kontakt zu ihm habe. Ich schiebe die Box mit meinen Nudeln von mir weg.

»Und geht nicht einer der Burnham-Jungs auf deine Schule?«

Sogar drei der Burnham-Sprösslinge besuchen wie ich das Vermont College, nur mit dem feinen Unterschied, dass sich ihre Eltern die Schulgebühren problemlos leisten können, während ich mir mein Stipendium jedes Jahr aufs Neue hart erarbeiten muss. Josh Burnham ist sogar im selben Politikkurs wie ich. Alle am College wissen, dass er einer alteingesessenen Aristokratenfamilie entstammt und in einem riesigen Herrenhaus mit hundertzwanzig Zimmern, einem großen Gestüt und dreißig Hektar Land wohnt.

So wie ebenfalls alle wissen, dass meine Mutter eine engagierte Aktivistin ist, die sich lautstark und bei jeder Gelegenheit gegen die Monarchie ausspricht. Die Königsfamilie sei der Inbegriff einer ungerechten Gesellschaft, gab sie neulich erst in einem Interview zum Besten. Damit mag sie vor allem den Angehörigen der ärmeren Schichten Englands aus dem Herzen gesprochen haben, aber sicherlich nicht meinen Mitschülern, die zum Geburtstag von ihren Eltern ein Auto geschenkt bekom-

men und sich damit rühmen, sich mit ihren Freunden in denselben Restaurants zum Lunch zu treffen wie Harry Styles oder Emma Watson.

In den vergangenen Jahren hat Julianne Jones Fachbücher und mehrere Essays zum Thema Gleichberechtigung, Feminismus und weibliche Lust herausgebracht, und inzwischen hat sie sich einen solchen Namen gemacht, dass sie gelegentlich auch zu anderen Themen interviewt und sogar in Talkshows eingeladen wird. Viel Geld verdient man damit allerdings nicht, und die Mieten in London sind der absolute Wucher, sodass wir uns nur gerade so über Wasser halten können.

Josh Burnham und ich haben jedenfalls nichts miteinander zu tun. Er grüßt mich ja nicht einmal, wenn wir uns auf dem Schulflur begegnen, und das, obwohl mein Vater für seine Familie arbeitet.

»Doch. Aber ich bin mit ihm nicht befreundet.«

»Warum denn nicht? Ist er nicht nett?«

Ich zuckte mit den Schultern. Schaffe es nicht, darüber zu reden. Dabei müsste ich meiner Mum nur sagen, dass Josh ausgerechnet mit der Anführerin der Clique zusammen ist, die mir das Leben am College zur Hölle macht, und sie würde bestimmt nicht mehr von mir verlangen, auf das Burnham-Anwesen zu ziehen.

»Vielleicht freundet ihr euch ja an während deiner Zeit dort.«

Eher gründet Taylor Swift mit Kanye West einen feministischen Buchklub. »Ich will wirklich nicht dorthin. Bitte ...«

Mum atmet lang und schwer aus. »Ich will dich nicht zwingen. Wenn du darauf bestehst, zu Hause zu bleiben, dann bleibe ich auch hier.«

»Und sagst die Vorträge ab? Kommt nicht infrage.«

»Entweder oder.«

»Das ist Erpressung.«

Ich will meinen Standpunkt gerade weiter ausführen, da blinzelt meine Mutter auf einmal, als wäre ihr schwindelig, und fasst sich an die Stirn.

»Alles in Ordnung?« Meine Wut ist sofort wie weggeblasen. Ich nehme ihr die Pappbox mit den gebratenen Nudeln aus den Händen und stelle sie auf den Tisch.

»Ja, natürlich. Es ist nur ziemlich viel in letzter Zeit«, sagt sie müde. »Die Arbeit, die Vorbereitungen für die Reise ... Schau mich nicht so an, es geht mir gut.«

Ich glaube ihr nicht. Genauso wenig, wie sie mir glaubt, wenn ich sage, dass alles in Ordnung sei.

Ein paar Atemzüge lang führen wir mit unseren Blicken ein stummes Kräftemessen aus, bis ich schließlich die Lider senke. Eigentlich wusste ich schon zu Beginn der Diskussion, dass ich diejenige bin, die nachgeben wird. Meine Mutter hat sich sicher nicht deshalb einen Namen als Aktivistin gemacht, weil sie Kompromisse eingeht.

»Ich geh dann schon mal packen«, sage ich und gebe mich geschlagen.



Als der Butler mein Gepäck aus dem Kofferraum nehmen will, versuche ich hektisch, ihm zuvorkommen. »Danke, aber das schaffe ich allein«, sage ich.

Hätte ich so etwas wie ein Mantra, wäre es wohl genau dieser Satz. Mum und ich haben vor zwei Jahren unseren Umzug in die neue Wohnung allein gestemmt, wir haben Kisten geschleppt und Möbel aufgebaut. Ich habe mein komplettes Zimmer fliederfarben gestrichen und helfe meiner Mutter, wenn sie die Autoreifen wechselt.

Doch der Butler lässt den Griff meines Koffers partout nicht los. Ich überlege, ihn darauf hinzuweisen, dass der Verschluss von dem alten Ding gefährlich unzuverlässig ist, und ich befürchte, er könnte aufklappen und meine Unterwäsche vor seinen Füßen verteilen. Den »guten« Koffer habe ich Mum für ihre Reise überlassen.

»Wenn sie auch nur halb so stur wie ihre Mutter ist, dann haben Sie schlechte Karten, Christian«, sagt eine Männerstimme aus dem Off.

Ich drehe mich um. Mein Vater sieht noch genauso aus wie vor zwei Jahren, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe: dieselbe gefütterte und wasserabweisende erdbraune Jacke, dieselbe dunkle karierte Mütze, die-

selben robusten Stiefel, an deren Sohlen wie immer ein Haufen Matsch klebt.

»Hey, Dad.« Reflexartig schiebe ich die Hände in die Taschen meiner Jeans, weil ich ihn nicht umarmen will. Das würde sich einfach falsch anfühlen, wo wir doch so lange kaum Kontakt hatten.

»War die Fahrt hierher gut? Hast du es gleich gefunden?«

»Ja, dank moderner Technik kein Problem.«

Dad deutet auf ein kleines weiß gestrichenes Häuschen neben den Stallungen, das halb im Nebel versinkt. Es wird von einer niedrigen Steinmauer umgrenzt, und an der Gartentür ist ein leuchtend roter Briefkasten befestigt, der sich im trüben Licht wie ein Rettungsring abhebt.

»Ich wohne da drüben in dem kleinen Cottage. Ich nehme deinen Koffer und bringe ihn ins Haus. Lady Burnham möchte dich kennenlernen, Christian bringt dich gleich zu ihr. Danach zeige ich dir dann das restliche Anwesen. Einverstanden?« Kein Wort zu viel. Wie immer.

Eigentlich spüre ich die feuchte Kälte inzwischen in den Knochen und würde mich lieber erst mal bei einer Tasse Tee aufwärmen, aber ich will nicht unhöflich sein. Und so überlasse ich meinem Vater mein Gepäck und folge dem Butler, der dann wohl Christian heißt, ins Innere des Herrenhauses.

Noch nie zuvor war ich in einem so pompösen Gebäude, wenn ich die Führung durch den Buckingham Palace mal außen vor lasse. Jedenfalls ist das Herrenhaus so groß, dass ich nicht die geringste Ahnung habe, wo sich Joshs Zimmer befinden könnte. Es ist Samstag und daher nicht mal unwahrscheinlich, auf ihn zu treffen. Aber zum Glück sehe ich keine Spur von ihm.

Die Sohlen meiner Stiefel quietschen auf dem Marmorboden mit Schachbrettmuster. Das Geräusch hallt in dem hohen Eingangsbereich übertrieben laut wider. So etwas kenne ich sonst nur von den Gängen im College oder von Museen, nicht aber von Privathäusern. Ich lasse den Blick über die kunstvollen Stuckarbeiten schweifen, über den Kronleuchter aus Kristall, der von der hohen Decke baumelt, und fühle mich auf einmal ganz klein. Alles hier ist darauf ausgelegt, Eindruck auf Gäste

zu machen, Macht und Geld auszudrücken. Wozu sonst braucht man vergoldete Türgriffe?

Ein schmaler Läufer führt zu einer geschwungenen Treppe aus weißem Marmor. Doch anstatt den Stufen in die oberen Etagen zu folgen, biegt Christian in einen langen Korridor ein, der zu einer Seite flankiert ist von hohen Bogenfenstern, zur anderen Seite von großen, goldgerahmten Porträts von wunderschönen Frauen in Abendkleidern und Männern mit edlen Gesichtszügen in elegant bestickten Fracks. Nicht ein einziger übergewichtiger Mann oder eine Frau mit Knollnase ist dabei. Es ist fast schon unfair, wie eine Familie offenkundig über Generationen hinweg so attraktiv sein kann. Unter den Gemälden stehen Beistelltische mit zarten Porzellanfiguren darauf oder seidenbezogene Zweisitzersofas. Das Licht der Kronleuchter reflektiert auf dem blank polierten Parkettboden.

Am Ende des Korridors liegt in einem Seitentrakt ein großer Saal, in dem gerade mehrere Menschen eifrig mit Dekorieren beschäftigt sind. Weiße Tischdecken werden über runde Tische gebreitet, stilvolle Blumenarrangements drapiert, und in den Ecken stehen silberne Kerzenständer, die so hoch sind, dass sie mich überragen.

»Findet hier ein Fest statt?«, frage ich.

»Lord Burnham feiert morgen seinen achtzigsten Geburtstag«, erklärt Christian kurz angebunden. Etwas an seinem Tonfall gibt mir das Gefühl, als hätte ich das eigentlich wissen müssen. Christian ist höchstens dreißig und wäre vielleicht attraktiv, hätte er nicht diese gelangweilte, blasierte Miene aufgesetzt, als könne ihn nichts und niemand beeindrucken.

Ich konzentriere mich darauf, mir den Weg einzuprägen, damit ich mich später in all den Räumen und langen Fluren nicht verirre. Aber zum Glück sind wir ohnehin endlich angekommen, denn Christian weist mich an, in einer Art Wohnzimmer zu warten, und zieht sich dann ohne ein weiteres Wort zurück. Abgesehen von den Gemälden, die alle die Fuchsjagd zeigen, ist der Raum sehr hübsch, aber auch irgendwie lieblos eingerichtet.

Ich denke an unser Wohnzimmer, in dem meistens der Wäscheständer steht und darauf wartet, abgehängt zu werden, wo sich im Wandschrank ohne jegliches System Bücher über Tantra, berühmte Frauen der Geschichte und Brettspiele stapeln oder die Plüschsocken meiner Mutter griffbereit im Sofaschlitz stecken.

Irgendwie kann ich mir nicht so recht vorstellen, wie die Burnhams es sich hier im bequemen Hausanzug und mit Keksen auf dem Schoß gemütlich machen. Das hier ist ein Raum, den man mit Straßenschuhen betreten darf.

Ich wärme meine Hände am Feuer, das im offenen Kamin lodert, und gehe noch einmal die Ergebnisse meiner Vorabrecherche durch: Ich muss nicht vor Lady Burnham knicksen. Schüttle ich ihr folglich die Hand? Jetzt, wo ich gesehen habe, wie pompös das Herrenhaus ist, und mich zudem das komische Gefühl beschleicht, all die Personen auf den Gemälden würden mich kritisch beäugen, erscheint mir das irgendwie zu salopp. Ich befürchte, ich muss es einfach auf mich zukommen lassen ...

Auf der Kommode stehen gerahmte Fotos, darunter auch eines der ganzen Familie. Ich schaue mir die Gesichter genau an, diese perfekten Menschen, stelle mir vor, wie sie gemeinsam Weihnachten vor einem üppig geschmückten Tannenbaum feiern. Ich habe riesiges Glück mit meiner Mum, aber es waren immer nur wir beide. Ich wüsste gerne, welcher Mensch ich heute wäre, wäre ich mit einer Schwester aufgewachsen, die mir die Haare flechtet, oder einem großen Bruder, der mich in der Schule verteidigt.

Eines der Bilder zeigt Josh beim Polospielen. Er lehnt sich leicht zur Seite, den Mallet erhoben – dieses lange Holzgerät, mit dem man den Ball schlägt. Sein Blick ist voll fokussiert. Das Pferd prescht nach vorne, die Hufe wirbeln feinen Staub vom trockenen Boden auf.

Im Sommer hatte die Velmont ein Polospiel organisiert, bei dem Spenden für krebserkrankte Kinder gesammelt wurden. Ich war auch vor Ort, denn die Collegezeitung sollte darüber berichten. Ich hatte den Artikel mehr oder weniger freiwillig übernommen, nachdem der Direktor

mir ans Herz gelegt hatte, mehr Interesse am Schulgeschehen zu zeigen und nicht immerzu alles zu kritisieren.

Aus irgendeinem unerklärlichen Grund war es euphorisierend, das Spiel zu verfolgen. Die Rufe der Spieler, das Muskelspiel der Pferde, die Jubelrufe der Zuschauer – all das zog mich unerwartet in seinen Bann. Ich habe keine Ahnung von Polo, aber mir war schnell klar, dass Josh so eine Art Stürmer ist. Ich konnte den Blick nicht von ihm lösen, so wie er auf dem Pferd über den Rasen jagte, während er keine Ahnung hatte, wo ich in der begeisterten Menge stand oder dass ich überhaupt da war, und selbst wenn er es gewusst hätte, wäre es ihm egal gewesen. So wie mir ja eigentlich auch Polo oder Josh Burnham egal sind.

Durch die Bilder werde ich mir plötzlich noch einmal ganz bewusst, dass Josh hier irgendwo ganz in der Nähe sein muss.

»Ich habe noch mehr Fotos auf meinem Handy.«

Ich fahre herum – und stehe Josh gegenüber. Fuck.

»Tut mir leid«, nuschle ich in Richtung des Parkettbodens mit Fischgrätmuster. »Ich wollte nicht neugierig sein.« Wobei ich eigentlich finde, dass Fotos, die gerahmt auf Kommoden stehen, auch zum Anschauen sind.

Ich bin nicht dumm. Mir war klar, dass ich Josh früher oder später über den Weg laufen würde. Aber gleich in meinen ersten Minuten auf dem Anwesen?

Es ist ungewohnt, ihn allein zu sehen. Im College ist er immer von einer Mensentraube umringt, von seinen Kumpels aus dem Poloteam oder von Mädchen, die es toll finden, sich auf seinen Schoß zu setzen, obwohl überall freie Stühle herumstehen. Diese Mädchen werden sich nach der Schule für Kunst oder Literatur an der Uni einschreiben, vielleicht sogar Wirtschaft oder Jura, aber eigentlich haben sie nicht vor, jemals wirklich zu arbeiten. Sie werden die Uni nur besuchen, um sich einen Typen mit vielversprechender Zukunft zu angeln. Ich habe mal einen Artikel in der Collegezeitung über diese Beobachtung geschrieben, und prompt war am nächsten Tag »Loser« auf meinen Spind gesprayt.

Josh trägt eine perfekt sitzende schwarze Jeans und ein weißes Shirt,

das locker geschnitten ist und den Ansatz seines Schlüsselbeins offenbart. In der einen Hand hat er ein Nutella-Glas und mit der anderen steckt er sich einen Löffel in den Mund. Er lässt seinen Blick über mein Outfit wandern, über meinen Strickpullover mit dem breiten Rollkragen, den braunen Cordrock und die schwarze Strumpfhose. Ohne dass ich etwas dagegen tun könnte, merke ich, wie meine Wangen heiß werden. Mit einem gewissen Trotz halte ich seinen Blick, um ihm zu signalisieren, dass es mir egal ist, was er von meinem Modegeschmack hält.

Wie soll ich ihn überhaupt ansprechen? Immerhin ist sein Großvater ein Earl, aber soweit ich recherchiert habe, trägt Josh selbst keinen Titel, solange sein Großvater am Leben ist. Abgesehen davon duzen ihn seine Mitschüler, also werde ich das auch tun.

»Bist du ein neues Dienstmädchen?«, fragt er.

War ja klar, dass er keine Ahnung hat, wer ich bin. Im College bin ich wie Luft für ihn. »Nein, ich bin nur zu Besuch.«

»Und wen besuchst du?«

»Meinen Dad. Er arbeitet als Stallmeister auf dem Anwesen.«

»Der wohnt aber nicht im Herrenhaus.«

Das sagt er in einem Ton, als wäre es völlig abwegig, dass ein einfacher Stallmeister auch nur einen Fuß in die majestätischen Hallen dieses Gemäuers setzen dürfte. Was für ein Snob!

»Ich weiß«, erwidere ich ruhig. »Ich soll hier ja auch warten, um deine Großmutter kennenzulernen.«

»Zu der wollte ich auch gerade.« Er bohrt den Löffel in das Nutella-Glas und schiebt ihn sich dann wieder in den Mund. »Irgendwie kommt mir dein Gesicht bekannt vor ...«

»Wir gehen ja auch auf dasselbe College.«

»Ah!« Ich kann förmlich sehen, wie bei ihm der Groschen fällt. *Die Streberin. Die Einzelgängerin. Der Freak.* »Du siehst anders aus ohne die Schuluniform.«

Was auch immer er damit meint. »Du auch«, sage ich.

Kurz bleibt sein Blick an der inzwischen so gut wie verheilten Wunde oberhalb meiner rechten Augenbraue hängen. Ob er weiß, was seine

Freundin und ihre Entourage mir angetan haben? Hat er darüber gelacht, als Charlotte ihm davon erzählt hat?

Schweigen dehnt sich zwischen uns aus. Eigentlich hätte ich damit kein Problem, würde er mich dabei nicht so provozierend anschauen. Gleichzeitig habe ich nicht die leiseste Ahnung, was ich sagen könnte. Ich interessiere mich nicht für Sportwagen oder die Hocharistokratie, und er sich wiederum wohl kaum für Simone de Beauvoir oder soziale Ungerechtigkeit. Über die Schule will ich nicht mit ihm reden, und dass sein Zuhause außergewöhnlich ist, weiß er selbst.

»Lernst du schon für die Prüfungen?«, frage ich dann doch.

»Ein bisschen. Ist ja noch eine Weile hin. Du bist vermutlich mit dem Stoff schon durch, oder?«

So wie er das sagt, klingt es wie eine Beleidigung.

Ich komme um eine Antwort herum, weil in dem Moment auf der anderen Seite des Raums eine Tür aufgeht. Die Dame, die nun das Zimmer betritt, muss dann wohl Lady Angela Burnham sein. Ich weiß nicht, was genau ich erwartet habe. Vielleicht jemanden wie unsere betagte Nachbarin, die einen solch runden Rücken hat, dass man meinen könnte, sie würde all die beschwerlichen Jahre ihres Lebens darauf tragen, und die sich nur in winzigen Schritten durch den Flur tastet.

Angela Burnham hat nichts davon an sich. Ihr grauweißes schulterlanges Haar ist elegant frisiert, sie trägt ein königsblaues Kostüm mit flottem Schnitt und dazu weiße Schuhe mit kleinem Absatz.

Mit ausgebreiteten Armen kommt sie auf mich zu, begleitet von drei hechelnden Corgis, die das gerade Gegenteil zu den windschnittigen Jagdhunden auf den Gemälden darstellen. Trotz der stämmigen Beinchen, dem zu langen Rücken und dem flauschigen Hinterteil bewegen sie sich doch mit der Würde kleiner Monarchen.

Ich bin erleichtert, nicht mehr allein zu sein mit Josh.

»Du musst Cathy sein.« Lady Burnham nimmt meine Hände in ihre, und ich staune darüber, wie weich sie sind. Sie riecht nach einem intensiven blumigen Parfüm, das mich ein bisschen in der Nase juckt.

»Danke, dass ich hier sein darf, Lady Burnham.«

»Sag bitte Angela zu mir. Es freut mich, dich auf unserem Anwesen begrüßen zu dürfen. Du gehst auch auf das Vermont College, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.« Woher weiß sie das?

»Dein Vater erwähnte es, als er uns deinen Besuch angekündigt hat«, erklärt sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Aber ich meine, mich auch daran zu erinnern, dass du zweimal hintereinander die Jahrgangsbeste warst. Und du hast in der Collegezeitung einen Artikel über die scheinheilige Nachhaltigkeit in der Modebranche geschrieben, den ich sogar fast bis zum Ende gelesen habe.«

Ich ziehe die Ärmel meines Pullovers über die Hände und staune darüber, wie gut informiert sie ist. »Da waren Sie vermutlich die einzige Person.«

»Dabei ist das ein wichtiges Thema, nicht wahr, Josh?«

»Klar.« Aber Josh hat uns gar nicht zugehört, sondern mit der freien Hand auf seinem Handy herumgetippt. Das Licht des Displays spiegelt sich in seinen Augen.

»Hin und wieder lese ich auch ein Interview mit deiner Mutter, wenn denn mal wieder eines in der Zeitung ist«, fährt Angela fort. »Du scheinst nach ihr zu kommen.«

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich in ihren Worten einen gewissen Unterton herausgehört habe, aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Jedenfalls dämmert mir allmählich, warum sie *wirklich* so viel über mich weiß. Am Vermont College haben sich letztes Jahr ein paar Eltern bei der Schulleitung beschwert, dass die Tochter »dieser Unruhestifterin« dieselbe Eliteschule besuchen darf wie ihre Sprösslinge. Das hat wohl ziemlich Wellen geschlagen.

Angela hebt einen der Corgis hoch und streicht über sein glänzendes Fell. »Warum schreibst du eigentlich nicht für die Collegezeitung?«, fragt sie ihren Enkel. »Das würde sich bestimmt gut in deinem Lebenslauf machen.«

Zum Glück kann ich es mir gerade noch verkneifen, prustend loszulachen. Über was soll Josh denn bitte schreiben? Über seine heißen Da-

tinggeschichten? Das Traurige ist, dass sich die Collegezeitung dann sogar höchstwahrscheinlich wesentlich besser verkaufen würde.

»Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen.« Man muss Josh nicht sonderlich gut kennen, um zu wissen, dass er es nicht ansatzweise in Betracht zieht. Besser so.

»Schön. Und weißt du, was noch schön wäre? Wenn du dein Haar kämmen würdest.«

Seine haselnussbraune Mähne sieht tatsächlich aus, als hätte der Wind damit gespielt.

»Das nennt man Style, Granny. Ich habe Stunden im Bad damit zugebracht, meine Haare genau so aussehen zu lassen.«

Dass Josh einen gewissen Sinn für Humor hat, wusste ich bereits. Im Unterricht spielt er oft den Klassenclown und amüsiert manchmal sogar unsere Lehrer. Aber ich bin mir sicher, dass ihm sehr wohl bewusst ist, wie gut er damit bei Frauen ankommt, und dieses Berechnende kann ich wiederum überhaupt nicht leiden. Deshalb werde ich ihm auch nicht den Gefallen tun und über seinen Spruch lachen. Aus Prinzip nicht. Ich werde mich bestimmt nicht von diesem leicht frechen Grinsen und den grünbraunen Augen um den Finger wickeln lassen.

»So wie die Löcher in deiner Jeans ›Style‹ sind?«

»Wehe, du lässt sie noch mal hinter meinem Rücken flicken.«

Lady Burnham schmunzelt diebisch, und Josh hebt den Löffel wie einen drohenden Zeigefinger.

»Wann kommt Jacob?«, fragt er.

Jacob ist Joshs älterer Bruder. Vor zwei Jahren ist er nach Kalifornien gezogen, um dort zu studieren, wie ich aus einer meiner mitgebrachten Klatschzeitschriften weiß.

Angela setzt den hechelnden Corgi wieder auf dem Boden ab. »Darüber wollte ich eigentlich in Ruhe mit dir sprechen. Aber wenn du nun schon mal da bist ... Er schafft es leider nicht. Er muss für seine Prüfungen lernen.«

Joshs Kehlkopf hüpfte mehrmals auf und ab, während er das Nutella anblickte, als wäre darin keine Schokocreme, sondern Essig. Auf

einmal habe ich das Gefühl, in eine sehr private Unterhaltung eingedrungen zu sein. »Das ist doch Bullshit.«

»Josh ...«

»Er hat sich ein Jahr lang nicht blicken lassen! Weder zu Weihnachten noch zu Mums Geburtstag – und jetzt kommt er nicht mal zum Achtzigsten seines Großvaters?«

»Du weißt, dass Anthony dieses Wort nicht mag ...«

»Entschuldige, zu *Anthony's Achtzigstem!*«

»Wir reden später in Ruhe darüber«, erwidert Lady Burnham mit Nachdruck. »Sei so lieb und zeig Cathy das Anwesen, ja?«

»Das muss er nicht«, sage ich schnell, weil Josh darauf bestimmt genauso wenig Lust hat wie ich. »Mein Vater will mir gleich alles zeigen.«

»Dann wäre das ja auch geklärt«, erwidert Josh mit harter Stimme und ist im nächsten Moment schon aus dem Raum.

Nach ein paar unangenehmen Momenten der Stille wechsele ich noch ein paar höfliche Worte mit Angela über die Corgis, auf deren seltsamen Körperbau ich noch nicht ganz klarkomme, ehe ich es mir erlaube, mich zu verabschieden, um im Cottage meinen Koffer auszupacken.

»Ach, Cathy«, sagt Angela, gerade als ich den Raum verlassen will. »Du bist herzlich zur Geburtstagsparty meines Mannes eingeladen. Es kommen über hundert Leute, darunter auch ein paar von Joshs Freunden. Das wird ein großer Spaß.«

»Ganz bestimmt. Vielen Dank für die Einladung«, erwidere ich und denke gleichzeitig, dass sie soeben meine ganz persönliche Hölle beschrieben hat.

CATHY



Kapitel 2

Ich mag das Cottage. Das kleine Grundstück, auf dem es steht, wird von einer niedrigen Mauer aus verwittertem Sandstein umgrenzt. Das schmiedeeiserne Gartentor quietscht jedes Mal, wenn man es bewegt, als würde es Hallo und Tschüss sagen. In den Beeten wachsen Kürbisse wild, und mein Dad hat überall in den alten, herrlich duftenden Apfel- und Birnbäumen selbst gebaute Vogelhäuser aufgehängt. Auch die rustikale Einrichtung des Cottages gefällt mir, obwohl der weibliche Touch fehlt. Vielleicht finde ich ja die Zeit, ein paar Kerzen und Lichterketten zu kaufen. Die Decke, von großen Holzbalken durchzogen, ist niedrig, und auf dem karierten Sofa tummeln sich bunt zusammengewürfelte Kissen. Das alte Parkett knarzt bei jedem Schritt, es riecht nach Holz und Harz, und die Tischlampen verströmen sanftes gelbes Licht. Diese vier Wände sind wie gemacht für regnerische Herbsttage oder lange Winterabende.

Im Erdgeschoss liegen die offene Wohnstube, die in die Küche übergeht, und die Speisekammer. Im oberen Stockwerk befinden sich das Bad und das Schlafzimmer meines Vaters, und dann gibt es noch direkt unter dem Dach den Speicher und das Zimmer, in dem ich untergebracht bin.

»Das ist dein Reich«, sagt Dad.

Ich schaue mich in dem kleinen Zimmer um, aber bis auf ein schmales Bett unter der Dachschräge und ein leeres Regal gibt es nicht viel zu sehen.

»Ich weiß, es ist nicht besonders groß. Eigentlich ist das hier so etwas wie mein Arbeitszimmer. Den Schreibtisch habe ich in der Scheune ver-

staut und dafür das Bett organisiert.« Er schiebt seine großen Hände in die vorderen Hosentaschen. »Ich hätte es dir etwas ... na ja, wohnlicher gestaltet, aber es ging ja alles recht schnell ... Glaubst du, du kannst dich hier wohlfühlen?«

Ich denke an mein Zimmer bei Mum, das ich mir so gemütlich eingerichtet habe, dass ich problemlos ganze Nachmittage darin an mir vorbeistreichen lassen kann. An die breite Fensterbank, die zum Lesen einlädt. Mein Bücherregal, das eine ganze Wand einnimmt und nach Farben sortiert ist. Ich vermisse meine Lichterketten und Kerzen und Arthousekinoplate. Aber solange ich hier bin, kommt es im Grunde nicht auf die Einrichtung an, sondern vielmehr darauf, wie Dad und ich uns verstehen. »Wir werden sehen«, erwidere ich.

Dad nickt, und kurz habe ich den Eindruck, er wolle noch etwas sagen, doch dann deutet er nur auf den weiß gerahmten Standspiegel im Eck. »Den habe ich gestern noch gekauft. Ich dachte, ihr Mädchen habt so etwas vielleicht gern ... Wenn du noch etwas brauchst, sag Bescheid. So, dann lasse ich dich mal in Ruhe auspacken.«

Die Stufen knarzen, als er die Treppe hinabverschwindet, und wenig später höre ich leise das Radio, das er unten angestellt hat. Na los, rede ich mir selbst gut zu, wuchte den Koffer auf das Bett und öffne die silbernen Schnallen. Zuerst nehme ich meinen Pyjama heraus, lege ihn nach einem kurzen Moment aber wieder zurück. Ein unsichtbares Gewicht drückt mich aufs Bett. Ich falle mit dem Rücken auf die Matratze und starre die Maserungen der Holzbalken über mir an.

Ich kann hier nicht bleiben. Natürlich wusste ich, dass ich Josh hier über den Weg laufen würde, aber ihm so schnell gegenüberzustehen, gleich am ersten Tag, in den ersten Minuten, damit habe ich nicht gerechnet. Während der Fahrt hierher habe ich mir noch eingeredet, dass ich stark genug dafür sei, einem aus der Clique, die mir das Leben am College zur Hölle macht, zu begegnen. Aber das stimmt nicht. Ich fühle mich wie ein Hase, der freiwillig in den Fuchsbau gelaufen ist.

Ich gebe dem Drang nach, Mum anzurufen, erreiche aber nur ihre Mailbox. Vermutlich auch besser so. Ich will auf keinen Fall, dass sie sich

Sorgen macht und am Ende noch meinetwegen ihre Vortragsreise abbricht. Erst jetzt fällt mir auf, dass sie kaum etwas über die Tour erzählt hat, wann die erste Veranstaltung ist und in welchen Städten sie überall auftritt. Aber wir haben in letzter Zeit ohnehin nicht so viel miteinander geredet, weil ich mich in den letzten Wochen auch von ihr sehr zurückgezogen hatte.

»Bist du ...? Oh ...«

Ich habe gar nicht mitbekommen, dass Dad zurückgekommen ist. Als er sieht, dass ich noch nicht mal angefangen habe, auszuspacken, nickt er nur knapp, fast als habe er nichts anderes erwartet. Vermutlich hat ihm Mum erzählt, dass es mir nicht gut geht, und jetzt hat er keine Ahnung, wie er damit umgehen soll. Ich hasse es, dass ich es allen so schwer mache. Aber gleichzeitig habe ich es ihm jahrelang leicht gemacht. Er musste nie mit mir streiten, nie meine Tränen aushalten, nie erleben, wie ich wütend meine Zimmertür zuknalle. Er war nicht da, als ich keinen Schimmer hatte, wie ich mit der ersten Periode umgehen sollte, hat nie die richtigen Worte finden müssen, wenn ich dachte, ich wäre nicht hübsch genug. Ich war seine Tochter – nur ohne den Teil, wo es anstrengend wird.

»Du kannst ja später auspacken«, sagt er. »Hast du Lust, dass ich dich herumführe?«

Ich fahre mit dem Daumen über meine Handknöchel, hin und her, hin und her ... »Können wir machen.«

»Schön. Ich würde dir nämlich gerne die anderen Angestellten vorstellen. Mittags essen sie immer zusammen in der Küche.«

Mir wird ganz flau im Magen bei der Vorstellung, einer Gruppe Fremder vorgestellt zu werden. Ich bin versucht, Dad zu fragen, ob das denn sein muss. Seit dem Vorfall in der Schule ziehe ich die Gesellschaft von Büchern der von Menschen vor, aber irgendwann muss ich mal wieder mehr aus mir rauskommen. Warum also nicht heute damit anfangen?

JOSH



Kapitel 3

Quentin und ich sitzen auf dem Sofa in unserem Wohnzimmer und zocken auf der Konsole. Unsere Blicke sind hochkonzentriert auf den Bildschirm gerichtet, wo unsere Sportwagen gerade durch eine Großstadt jagen und Hindernissen ausweichen. Zwischen uns liegt eine Packung Oreos.

In der Regel hängen wir bei mir zu Hause ab, und mit »zu Hause« meine ich die Räumlichkeiten von Mum und mir. Jeder Familienzweig hat so eine Art eigene Wohnung im Herrenhaus, so wie im Buckingham oder Kensington Palace, wo die einzelnen Familien der Royals auch unter einem Dach wohnen, aber alle ihre eigenen Wohnbereiche haben. Mum hat unser Refugium schick, aber auch gemütlich eingerichtet. Mit blumigen, hellen Tapeten und Keksen in niedlichen Dosen auf dem Sofatisch. Die Küchenzeile ist bis auf den Kühlschrank eigentlich total unnötig. Ich muss ja nur bei Maria in der Küche anrufen, und eines der Dienstmädchen bringt mir alles, was mein Herz begehrt. Mum hat mal versucht, selbst zu kochen, und dabei den Feueralarm ausgelöst. Seitdem bedient sie nur noch die Kaffeemaschine.

Bei Quentin zu Hause sieht es dagegen ganz anders aus. Die Gemächer der Winslowes wirken wie eine perfekt inszenierte Wohnung mit handgeknüpften Teppichen, einer stylischen Bar im Salon und einem großen weißen Ledersofa mit arrangierten Seidenkissen. Auf den auf Hochglanz polierten Kommoden stehen zu jeder Jahreszeit Vasen mit weißen Rosen, und auf dem Couchtisch aus Marmor und mit vergoldeten Beinen

liegen luxuriös gebundene Coffee-Table-Books von Dior und Chanel. Bei mir würden solche Bildbände als Glasuntersetzer dienen, und vermutlich sind wir genau deshalb meistens hier.

Mum kommt herein, in der einen Hand ihre Tasche, in der anderen eine Tasse Kaffee, aus der sie einen Schluck nimmt. Tante Silvia hat sie mal als kaffeesüchtig bezeichnet, woraufhin Granny meinte, das liege an ihrer amerikanischen Seite, denn in Amerika würden ja alle immerzu mit Coffee-to-go-Bechern herumrennen. Hätte Mum britisches Blut, würde sie selbstverständlich eine Tasse Earl Grey bevorzugen. Sie kritisieren Mum nie direkt. Alles, was sie an ihr befremdlich finden, bezeichnen sie als ihre »amerikanische Seite«. Die Tatsache, dass Mum eigentlich mal Karriere als Turnierreiterin machen wollte? *So amerikanisch!* Ihre Liebe zu Leopardendruck? *So amerikanisch!*

Heute trägt Mum einen eleganten beigen Hosenanzug und darunter eine Bluse im Raubkatzenprint. »Jungs, es wäre nett von euch, wenn ihr euch bei den Vorbereitungen für Anthonys große Party nützlich machen könntet.«

»Muss das sein?« Ich lenke meinen Wagen in eine Kurve hinein und weiche gerade noch so einem herumliegenden Autoreifen aus.

»Penelope hat sich mit ihrer Planung für die Party Großes vorgenommen. Heute Morgen wirkte sie beim Frühstück etwas ... gestresst.«

»Sag ruhig, wie's ist, Tante Harriett«, sagt Quentin trocken. »Mum hatte mal wieder einen totalen Nervenzusammenbruch, deshalb ist sie mit meiner Schwester und Dad shoppen gefahren, denn bekanntermaßen wirkt eine neue Miu-Miu-Tasche besser als jede Therapie.«

Mum stellt sich direkt vor den Fernseher, damit wir endlich die Blicke vom Bildschirm lösen und ihr unsere ungeteilte Aufmerksamkeit schenken.

Ich versuche, an ihr vorbeizusehen, aber zu spät. Mein Wagen kracht in eine Mauer. »Ich war im Begriff zu gewinnen«, murre ich und schiebe mir missgelaunt einen Oreo in den Mund.

»Du hast den letzten Keks genommen!«, beschwert sich Quentin.

»Tja, dann hättest du schneller sein müssen«, sage ich kauend. »Wie im echten Leben.«

»Ein paar zusätzliche Hände schaden sicher nicht«, übergeht Mum unser Theater routiniert. »Den Bediensteten können wir nicht noch mehr zumuten, und dein Großvater weiß das sicher zu schätzen.«

Mum hat recht, es wäre sicher nicht zu meinem Nachteil, wenn ich mich für Anthonys Party ins Zeug lege. Immerhin will ich, dass er mir mehr Verantwortung in der Verwaltung des Anwesens überträgt, damit ich es irgendwann mal, in ferner Zukunft, an seiner Stelle führen werde.

»Tante Harriett, ich staune über deinen Mut, das böse Wort mit G zu verwenden«, kommentiert Quentin.

Grandpa besteht darauf, dass wir ihn alle beim Vornamen nennen und nicht »Papa« und schon gar nicht »Großvater« zu ihm sagen. Sogar als Kind musste ich ihn mit Anthony ansprechen.

»Weißt du schon, dass Jacob nicht zu Anthonys Party kommt?«, frage ich Mum.

Sie stellt ihre Tasse auf dem Sofatisch ab und atmet schwer aus. »Ja, er hat es mir heute Morgen am Telefon gesagt.«

»Klasse. Und mir schreibt er nicht einmal.«

Mum sieht mich mitfühlend an. »Es tut ihm wirklich leid.«

»Tut es nicht.«

Game over taucht in dicken roten Lettern auf dem Bildschirm auf, als auch Quentin seinen Wagen demoliert.

Es hat Jacob damals auch nicht leidgetan, als er einfach abgehauen ist, ohne sich anständig zu verabschieden. Von einem Tag auf den anderen hieß es: »Ich habe mich an einer Uni in Kalifornien eingeschrieben, morgen geht mein Flug.«

Insgeheim gab der Rest der Familie Mum daran die Schuld – das sei ihre amerikanische Seite, die da bei Jacob durchkäme.

»Wir reden heute Abend in Ruhe darüber.« Mum streicht mir über das Haar, als wäre ich noch ein kleines Kind und nicht achtzehn Jahre alt. »Ich zähle auf euch, Jungs. So, ich muss los.«

»Was hast du vor?« Wenn Mum irgendwo hinfährt, dann meist zum

Pilates oder zum Yoga, aber danach sieht es, ihrer Kleidung nach zu urteilen, dieses Mal nicht aus.

»Euer Großvater will sich mit mir zu einem späten Lunch im Restaurant des Golfklubs treffen«, antwortet sie einen winzigen Moment zu spät, als hätte sie den Satz erst ordnen müssen, bevor sie ihn ausspricht. Sie weicht meinem Blick aus, indem sie in ihrer Handtasche kramt.

Quentin zieht scharf die Luft ein. »Sie hat es schon wieder getan. Deine Mum hat wirklich Schneid!

»Macht's gut, Jungs!«

Ich schaue Mum nach, bis sie aus der Tür ist, und frage mich, warum sich Anthony wohl mit ihr zum Lunch verabredet hat. Das kann nichts Gutes bedeuten.

Zwei Stunden später stehe ich auf der obersten Sprosse einer Trittleiter und befestige das Ende einer Happy-Birthday-Girlande an der Gardinensange im großen Saal, während Quentin im Schneidersitz auf der breiten Fensterbank hockt und mit einem Goldstift die Namenskarten für die Tische beschriftet.

»Jedenfalls ist da diese Comic Convention, und du wirst mich begleiten.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Werde ich das?«

»Ja, denn einer in dieser Familie muss dir schließlich auch mal Kultur nahebringen. Und das sehe ich als meine Aufgabe.«

Ich steige von der Leiter und sortiere die Familienfotos auf einem der gedeckten Tische. Tante Penelope hatte die Idee, für Anthonys Geburtstagsparty eine Fotowand zu gestalten. Wenn meine Tante etwas kann, dann ist es, Events zu planen, seien es Bälle, Galas oder Wohltätigkeitsveranstaltungen. Das Farbschema für Anthonys Geburtstagsfeier ist überwiegend in Weiß gehalten, aber mit den Kerzen, Tischläufern, Stuhlbezügen und Blumengestecken aus Orchideen und Rosen hat sie rubinrote und violette Akzente gesetzt.

»Wer ist das?«, fragt Quentin auf einmal.

Ich schaue aus dem Fenster und sehe Cathy auf der Holzbank vor

dem Cottage sitzen und eine Katze kraulen. Ihr Dad steht neben ihr und scheint ihr etwas über das Anwesen zu erzählen, jedenfalls deutet er in Richtung Koppel. Der Nebel hat sich verzogen, und zwischen den dicken Wattewolken kommt hin und wieder ein bisschen die Sonne hindurch.

»Das ist Cathy Jones.«

»Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor.«

»Kann sein. Sie geht wie wir auf die Velmont.«

»Und was macht sie hier bei uns?«

Ich reiße ein Stück Klebestreifen ab und befestige eins der Fotos an der Wand. »Ihr Dad ist unser Stallmeister, und sie besucht ihn für ein paar Wochen.«

»Cool.«

»Na ja, wie man's nimmt. Hast du nicht gehört, dass sie mal in psychologischer Behandlung war?«

»Selbst wenn.« Quentin legt ein beschriebenes Kärtchen beiseite und streicht den Namen auf seiner Liste durch. »Kann es nicht auch sein, dass das nur wieder eines von Charlottes fiesen Gerüchten ist?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Sie ist nicht ganz dicht«, hat Charlotte mal behauptet, als Cathy im Schulflur an uns vorbeigelaufen ist. »Sie nimmt Medikamente.«

Aber eigentlich wirkt Cathy vollkommen klar im Kopf, wenn ich so darüber nachdenke, zumindest im Unterricht. Da diskutiert sie mit den Lehrern, dass ich schon so manches Mal scharf die Luft eingesogen habe und gleichzeitig auch ein bisschen beeindruckt war. Sie ist definitiv eine Besserwisserin. Und manchmal hat sie einen Blick drauf, der mich erschauern lässt.

»Bist du eigentlich sehr traurig, weil Jacob nicht kommt?«

Die Frage trifft mich unerwartet. »Ich bin nicht traurig.«

»Nein, überhaupt nicht!« Quintins Stimme trift vor Ironie. »Du sagst nur kaum ein Wort und siehst aus wie sieben Tage Regenwetter.«

Ich nehme ein paar weitere Fotos und begehe den Fehler, mir das oberste davon anzuschauen. Es zeigt meinen Dad und Anthony beim Golfen. Das Bild wurde kurz vor Dads Tod aufgenommen. Sofort verstei-

nert etwas in meiner Brust, und ich frage mich, ob ich jemals dazu in der Lage sein werde, mich gerne an Dad zu erinnern, die wenige Zeit, die ich mit ihm hatte, schätzen zu wissen, und ihn nicht nur so wahnsinnig zu vermissen. »Ich verstehe einfach nicht, warum er nichts mehr mit uns zu tun haben möchte.«

»Wie lange habt ihr euch denn nicht gesehen?«

»Über ein Jahr.«

»Tut mir leid, Mann. Ich weiß, wie sehr du dich auf deinen Bruder gefreut hast. Hat er gesagt, warum er nicht kommt?«

»Das ist es ja! Wir haben kaum noch Kontakt, deshalb habe ich keine Ahnung. Ich hab's erst heute Vormittag von Granny erfahren.« Ich mache mich wieder daran, die Fotos an die Wand zu kleben.

»Er wird einfach viel um die Ohren haben ...«

»Mit Partys und Volleyballspielen am Strand vielleicht.« Ich will nicht darüber reden und lege die restlichen Fotos zurück in die Schachtel. »So, Schluss jetzt. Ich muss los.«

»Was hast du denn vor? Ich dachte, wir schauen später *The Avengers*?«

»Das haben wir doch die letzten drei Samstagabende schon gemacht.«

»Und deshalb dachte ich, es wäre inzwischen zur Tradition geworden.«

»Ich fahre zu Freunden, Quentin.«

»Ah, cool. Klar.« Er fängt an, kleine goldene Sterne auf seinen Handrücken zu malen. »Und du brauchst nicht zufällig jemanden, der dich fährt, weil du was trinken magst? Dann würde ich mich ohne Hintergedanken anbieten ...«

»Danke, aber ich komme klar.«

»Klar.« Quentin zieht die Schultern hoch, als wäre er eine Schildkröte, die sich in ihren sicheren Panzer zurückziehen will. »Dann bleibe ich hier und habe endlich mal Zeit, ein wenig in der Bibliothek zu stöbern. Das wollte ich schon längst mal machen.«

»Quentin, ich ...« Ich werfe einen Blick über die Schulter, um mich zu

vergewissern, dass wir auch wirklich unter uns sind. »Ich fahre zu Charlotte.«

»Oh. Verstehe. In diese Schlacht musst du wirklich alleine ziehen. Nur eine Frage: Wann stellst du sie endlich mal offiziell vor? Auf Anthonys Geburtstag?«

Ich verdrehe die Augen und schnappe mir meine Lederjacke, die über einem der Stühle hängt. »Es ist nichts Ernstes.«

»Natürlich. Du könntest das schönste Mädchen am College haben, aber selbst das reicht dir nicht.«

»Du weißt doch, was Anthony zu sagen pflegt: Immer nur das Beste, und selbst dann geht es noch besser.« Damit ist das Thema für mich beendet. »Wie schaut es denn aktuell bei dir aus?«

»Ach, du weißt ja, die Mädels stehen Schlange bei mir, und bei so viel Auswahl kann ich mich einfach nicht entscheiden.«

In der elften Klasse hat Quentin mal ein Mädchen mit nach Hause gebracht, aber nach ein paar Wochen war schon wieder Schluss. Zu Hause redet er wie ein Wasserfall, aber im College bekommt er kaum den Mund auf. Die meisten Mädchen halten ihn für einen ziemlichen Nerd, dabei ist Quentin einer der coolsten Menschen, die ich kenne.

»Du kannst einem stundenlang über Graphic Novels die Ohren vollquasseln oder über Bands, von denen außer dir noch nie jemand gehört hat, aber was dein Dating-Leben angeht, bist du ganz schön wortkarg.«

»Ein Gentleman genießt und schweigt.« Quentin tut so, als würde er seinen Mund mit einem Reißverschluss zuziehen.

»Worüber schweigt ein Gentleman?« Bereits angekündigt vom Klackern der Absätze ihrer hohen Pumps stattet uns Tante Penelope einen Besuch ab. Sie trägt einen weißen Mantel, dazu eine russische Fellmütze und ist offenbar gerade von ihrer Shoppingtour zurückgekehrt.

Vor meinem inneren Auge sehe ich, wie eines der Dienstmädchen gerade mal wieder damit beschäftigt ist, all die Designer-Bags und Kartons in die Wohnung der Winslowes zu tragen. Die Jungs an der Uni finden Tante Penelope attraktiv, was sie mich jedes Mal aufs Neue, wenn Penelope sich am College blicken lässt, gerne wissen lassen. Wenn sie ihr Haar

hochsteckt und Perlenschmuck trägt, sieht sie aus wie Grace Kelly, nur mit mehr Kurven und rot gefärbten Haaren.

Sie hat Lily im Schlepptau, die wie ihre Mutter perfekt durchgestylt ist. Im Gegensatz zu ihrem Bruder, der ein offenes Buch ist und manchmal gar nicht mehr aufhört zu quasseln, redet Lily nur sehr wenig, was ihr eine mysteriöse, aber auch unnahbare Aura verleiht. Mein Kumpel William ist seit über einem Jahr hoffnungslos in sie verliebt, doch würde er es niemals wagen, sie anzusprechen.

»Genau darüber schweigt er ja, Mum«, erwidert Quentin besserwisserisch. »Sonst wäre er ja kein Gentleman mehr.«

»Tut nichts, was ich in eurem Alter nicht auch getan hätte. Apropos, werden wir auf der Party vielleicht ein gewisses Mädchen offiziell vorgestellt bekommen?« Sie zieht die schmalgezupften Augenbrauen hoch und lächelt mich vielsagend an.

»Jetzt weißt du, von wem ich meine Neugier habel«, ruft Quentin aus.

»Ich muss jetzt wirklich los«, weiche ich aus.

»Zu Charlotte?«, fragt Lily mit zuckersüßem Lächeln.

Der Blick, den ich ihr zuwerfe, drückt aus, dass sie auf diese Frage keine Antwort bekommen wird.

»Ein Gentleman genießt und schweigt«, erwidert Quentin an meiner Stelle.

»Ich sehe hier jedenfalls nur einen Gentleman.« Der Patriarch höchstpersönlich betritt den Saal. Das Treffen mit Mum scheint ja nicht lange gedauert zu haben, denke ich, und sofort mache ich mir Sorgen, dass es zwischen den beiden mal wieder gekracht hat.

Anthony mustert Quentins Outfit mit einem abwertenden Blick: die lockere Jeans und das Shirt mit einem Hamburger darauf, unter dem *True Love* steht. Meine Erscheinung – beige Chino und dazu ein weißer Pull-over – scheint hingegen gerade noch akzeptabel. Anthony trägt wie immer einen maßgeschneiderten Tweedanzug. Das Legerste, in dem ich ihn mal gesehen habe, war ein Pullunder mit einem weißen Hemd darunter.

Ich frage mich, ob er ebenfalls schon weiß, dass mein Bruder nicht zu seiner Party kommen wird. Doch selbst wenn es ihn kränken würde, er

würde es sich nicht anmerken lassen. Als er erfahren hat, dass sein einziger Sohn und Erbe an einer Hirnblutung gestorben ist, hat er keine Träne vergossen.

»Du solltest doch nicht hier reinkommen«, tadelt Tante Penelope ihren Vater liebevoll und zieht einen Schmollmund. »Es sollte doch eine Überraschung werden.«

»Ich mag keine Überraschungen, das weißt du doch, Penny.« Anthony ist der Einzige, der sie so nennen darf. »Ich will jederzeit wissen, was mich erwartet.« Er sieht sich im Saal um. »Girlanden? Ist das ein Kindergeburtstag?«

»Du betonst doch immer, wie jung du dich noch fühlst«, kann Quentin sich den kleinen Seitenhieb nicht verkneifen.

Anthony sieht seinen Enkel an, als hätte er den Verstand verloren, ehe er sich wieder seiner Tochter zuwendet. »Haben wir genügend Flaschen von dem Dom Pérignon im Keller?«

»Ja, das habe ich bereits gestern überprüft. Das Catering habe ich vorhin angerufen und noch mal daran erinnert, dass auch bloß kein Koriander im Essen ist«, sagt Tante Penelope. »Die Liveband ist schon heute Morgen angereist. Eigentlich kann nichts mehr schiefgehen.«

»Ich mag das Wort ›eigentlich‹ nicht.« Sein Blick fällt aus dem Fenster. »Wer ist das?«

»Das ist unser neuer Gast«, antwortet Quentin auffallend zuvorkommend, wahrscheinlich um seinen misslungenen Witz wiedergutzumachen. »Cathy Jones. Sie ist die Tochter unseres Stallmeisters.«

»Wie schön, dass niemand mich darüber informiert, wer auf meinem Anwesen so ein und aus geht.«

»Es war wohl alles sehr kurzfristig«, höre ich mich sagen. »Sie geht auch auf das Vermont College.«

Keine Ahnung, warum ich Cathy bei Anthony in ein gutes Licht rücken möchte. Vermutlich, weil ich weiß, dass Anthony einem gnadenlos das Gefühl geben kann, hier nicht willkommen zu sein. Das demonstriert er oft genug an Mum oder Quentin, für den er keinerlei Geduld oder Verständnis hat. Quentin hat kein Jagdfieber, keinen Ehrgeiz, keine

Spur von Härte. Somit hat er in Anthonys Augen keinen Wert für die Dynastie.

Doch offensichtlich hat es funktioniert, Anthony wirkt nicht mehr ganz so verstimmt. »Dann muss sie ja ein kluges kleines Ding sein. Ich schaue sie mir nachher mal genauer an.«

»So, ich bin jetzt wirklich weg«, sage ich und nutze die Chance, endlich zu verschwinden.

Als ich durch das Vestibül laufe, kommt mir Onkel Lester von draußen entgegen. Im Gehen schaut er auf sein Handy und legt dabei die Stirn in tiefe Falten.

»Alles klar?«, frage ich.

Lester zuckt überrascht zusammen, weil er mich nicht mal bemerkt hat. Generell wirkt er in letzter Zeit ziemlich zerstreut. »Ja. Natürlich.«

Das kaufe ich ihm nicht ab, was mir im Moment aber auch ziemlich egal ist. In meinen Augen ist er ein Speichellecker, der vermutlich sogar Anthonys Füße pediküren würde, wenn der es von ihm verlangte. Außerdem muss ich jetzt wirklich los, wenn ich nicht will, dass Charlotte mich umbringt.